

Colleen Hoover

Hoover

XXL-Leseprobe

LOVE AND CONFESS

ROMAN

dtv
DIGITAL

Colleen Hoover
LOVE AND CONFESS

Colleen Hoover

LOVE AND CONFESS

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katarina Ganslandt

Roman



**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Colleen Hoover sind bei **dtv junior** außerdem lieferbar:

**Weil ich Layken liebe
Weil ich Will liebe
Weil wir uns lieben
Hope Forever
Looking for Hope
Finding Cinderella (Dezember 2015)**



Deutsche Erstausgabe
2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© Colleen Hoover 2015
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›Confess‹,
2015 erschienen bei Simon & Schuster, Inc., New York
All rights reserved including the right of
reproduction in whole or in part in any form.
This edition published by arrangement with the original publisher,
Atria Books, a division of Simon & Schuster, Inc., New York.
Artwork created by Danny O'Connor (aka DOC)
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: buxdesign und Carla Nagel
unter Verwendung eines Bildes von Getty Images
Gesetzt aus der Janson 10,5/14
Satz: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-74012-8

*Es kostet Mut, seine tiefsten Geheimnisse zu offenbaren.
Sämtliche in ›Love and Confess‹ vorkommenden Geständnisse
sind echt und wurden mir anonym von Leserinnen zugeschickt.
Ihnen möchte ich diesen Roman widmen.*

Prolog

AUBURN

In dem Wissen, dass ich heute zum letzten Mal hier sein werde, stoße ich die Schwingtür auf und trete in die Eingangshalle.

Ein letztes Mal drücke ich auf den Knopf am Aufzug und sehe, wie das Lämpchen aufleuchtet.

Als im dritten Stock die Türen auseinandergleiten, begrüße ich die Schwester hinter der Empfangstheke mit einem Lächeln und sie nickt mir ein letztes Mal mit mitfühlendem Blick zu.

Ein letztes Mal komme ich am Schwesternzimmer vorbei, an der Teeküche, am Andachtsraum ...

Während ich weiter durch den Flur gehe, richte ich den Blick nach vorn und stähle mein Herz. Vor seiner Zimmer-

tür bleibe ich stehen, klopfle leise und warte darauf, dass er mich ein letztes Mal hereinbittet.

»Herein.«

Mir ist unbegreiflich, wie es sein kann, dass seine Stimme immer noch so hoffnungsvoll klingt.

Als ich den Raum betrete, strahlt er mir entgegen und schlägt einladend die Decke zurück. Ich klettere zu ihm ins Bett, lege einen Arm um seine Brust und schlinge meine Beine um seine. Mein Gesicht an seinen Hals geschmiegt, dränge ich mich seiner vertrauten Wärme entgegen.

Doch heute spüre ich sie nicht.

Wie immer richtet Adam sich ein Stück auf, schiebt einen Arm unter meinen Körper und zieht mich mit dem anderen dicht an sich. Es dauert, bis er eine für ihn bequeme Position gefunden hat, und mir fällt auf, dass sein Atem noch schwerer geht als sonst.

Obwohl ich in den wenigen Stunden, die wir jeden Tag miteinander verbringen konnten, immer versucht habe, mich auf die guten Dinge zu konzentrieren, ist mir nicht entgangen, wie er immer schwächer und schwächer wurde. Seine Haut ist blasser, seine Stimme brüchiger. Er gleitet langsam davon, und ich kann nichts tun, als hilflos zuzusehen.

Seit sechs Monaten wissen wir, dass es so enden wird. Natürlich haben wir um ein Wunder gebetet, aber die Art von Wunder, die wir brauchen, gibt es im wahren Leben nicht.

Als ich Adams kühle Lippen auf meiner Schläfe spüre, schließe ich die Augen. Ich hatte mir so fest vorgenommen, nicht zu weinen. Das schaffe ich nicht, klar, aber ich kann zumindest versuchen, die Tränen so lange wie möglich zurückzudrängen.

»Ich bin so traurig«, flüstert er.

Sonst ist er immer unfassbar positiv gewesen, aber irgendwie tröstet es mich, dass er das jetzt sagt. Obwohl ich nicht will, dass er traurig ist, tut es gut, dass ich es mit ihm gemeinsam sein kann.

»Ich auch«, sage ich leise.

In den vergangenen Wochen haben wir über Gott und die Welt geredet und auch viel gelacht und herumgealbert, selbst wenn wir uns manchmal vielleicht dazu zwingen mussten. Ich möchte nicht, dass das heute anders ist, doch die Gewissheit, dass wir uns zum allerletzten Mal sehen, macht es mir unmöglich, an etwas zu denken, worüber wir lachen könnten oder auch nur reden. Am liebsten würde ich einfach bloß zusammen mit ihm darüber weinen, wie verdammt ungerecht das alles ist. Aber dann wäre das unsere letzte Erinnerung aneinander und das will ich nicht.

Adam und ich sind jetzt seit einem Jahr zusammen. Wir haben uns vor vierzehn Monaten kennengelernt, als er mit seinen Eltern von Texas nach Portland gezogen ist. Einige Zeit später wurde er dann krank. Nachdem die Ärzte verkündet hatten, dass sie nichts mehr für ihn tun könnten, beschlossen seine Eltern, ihn nach Dallas verlegen zu lassen. Nicht weil sie doch noch auf Heilung hofften, sondern weil sein älterer Bruder und ihre ganzen Verwandten hier leben.

Adam wollte zuerst absolut nicht und sagte, er würde nur nach Dallas zurückgehen, wenn ich mitkommen dürfte. Seine und meine Eltern haben sich lange dagegen gesträubt. Irgendwann hat er sie dann doch überzeugt: Er sei schließlich derjenige, der im Sterben läge, weshalb sie ihm das Recht zugestehen müssten, selbst darüber zu entscheiden, mit wem er seine wenige verbleibende Zeit verbringt.

Aber jetzt bin ich schon seit fünf Wochen hier und unser

Mitleidsbonus ist anscheinend aufgebraucht. Die Schule in Portland hat meinen Eltern angedroht, das Jugendamt einzuschalten, falls ich noch länger ohne ärztliches Attest fehle. Adams Eltern hätten mir vielleicht sogar erlaubt zu bleiben, aber Mom und Dad wollten, dass ich zurückkomme. Sie können es sich nicht leisten, Ärger mit den Behörden zu bekommen und womöglich ein Bußgeld zahlen zu müssen.

Adam und ich haben gekämpft, um das Unausweichliche so lange wie möglich hinauszuschieben, aber heute ist es endgültig so weit. Ich fliege zurück nach Portland, und es gibt rein gar nichts, was wir dagegen tun können. Als ich gestern noch einmal mit seiner Mutter gesprochen und sie unter Tränen angefleht habe, uns noch eine kleine Schonfrist zu geben, hat sie mir zum ersten Mal gesagt, was sie wirklich über mich und Adam denkt. Ich habe beschlossen, ihm nichts davon zu erzählen.

»Du bist erst fünfzehn, Auburn«, hat sie gesagt. »Ich weiß, dass du dir einbildest, Adam wirklich zu lieben, aber ihr kennt euch erst ein Jahr, und in einem Monat wirst du über ihn hinweg sein. Sein Vater und ich, sein Bruder und seine anderen Verwandten lieben ihn aber schon seit seiner Geburt, und wir werden es bis zu unserem eigenen Tod nicht verkraften, dass er so früh gehen musste. Deswegen ist es jetzt wichtiger, dass wir bei ihm sind.«

Es ist ziemlich heftig, wenn man erst fünfzehn ist und weiß, dass man eben mit hoher Wahrscheinlichkeit die grausamsten Sätze gesagt bekommen hat, die man im Leben jemals hören wird. Ich war so vor den Kopf gestoßen, dass mir nicht einfiel, was ich darauf antworten sollte. Was habe ich als Jugendliche einer so viel älteren und erfahreneren Frau schon entgegnzusetzen, die meine Gefühle nicht ernst

nimmt? Oder hat sie vielleicht sogar recht? Aber nein – das glaube ich nicht. Möglicherweise ist die Liebe zwischen Adam und mir nicht exakt so wie die zwischen Erwachsenen, aber ich weiß ganz sicher, dass unsere Gefühle füreinander genauso tief sind. Und jetzt in diesem Moment fühlt es sich an, als würden sie mir das Herz zerreißen.

»Wann geht dein Flug?« Adam zeichnet mit den Fingerkuppen zum letzten Mal zarte Kreise auf meinen Arm.

»In zwei Stunden. Deine Mutter und Trey warten unten auf mich. Sie haben gesagt, dass wir in zehn Minuten losfahren müssen, um rechtzeitig am Flughafen zu sein.«

»Zehn Minuten«, wiederholt er leise. »Das reicht leider nicht, um auf dem Sterbebett noch schnell meine gesammelten Weisheiten an dich weiterzugeben. Dafür bräuchte ich mindestens fünfzehn Minuten. Ich tippe sogar eher auf zwanzig.«

Darauf reagiere ich mit dem kläglichsten Lachen, das jemals aus meinem Mund gekommen ist. Ich glaube, Adam hört die Verzweiflung darin, weil er mich noch etwas fester an sich drückt, auch wenn es nicht besonders fest ist. Es kommt mir vor, als wäre er seit gestern noch schwächer geworden. Er streichelt mir über den Kopf und drückt seine Lippen in meine Haare.

»Danke, Auburn«, flüstert er. »Ich bin dir so dankbar. Im Moment vor allem dafür, dass du genauso sauer bist wie ich.«

Ich staune darüber, dass er es immer noch schafft, Witze zu machen.

»Kannst du dich etwas konkreter ausdrücken?«, bitte ich ihn. »Ich bin nämlich gerade aus ziemlich vielen verschiedenen Gründen sauer.«

Adam zieht seinen Arm unter mir hervor, dreht sich auf

die Seite und wendet mir das Gesicht zu. Schon diese einfache Bewegung kostet ihn Kraft. Ich lege den Kopf zurück und schaue ihm in die Augen. Auf den ersten Blick könnte man denken, sie wären haselnussbraun, aber das sind sie nicht. Die Iris besteht aus braunen und grünen Ringen, die sich nicht mischen, sondern klar voneinander abgegrenzt sind. Es sind die intensivsten Augen, von denen ich je angesehen worden bin. Augen, die immer der strahlendste Teil von ihm waren und jetzt in dem Maß verblassen, in dem seine Lebenskraft schwindet.

»Wir sind beide sauer auf dieses raffgierige Arschloch von Tod, das den Hals nicht vollkriegen kann. Aber auch auf unsere Eltern. Warum kapieren sie nicht, wie wichtig es für uns ist, diese Zeit noch zusammen zu erleben? Warum tun sie nicht alles, um dafür zu sorgen, dass ich den einzigen Menschen hier bei mir haben kann, auf den es mir wirklich ankommt? Warum schicken sie dich fort?«

Ja, er hat recht, das macht mich stinksauer. Aber darüber haben wir in den letzten Tagen oft genug geredet. Sie geben uns keine Chance. Deswegen möchte ich mich jetzt lieber nicht auf die Wut in mir konzentrieren, sondern auf Adam. Solange ich noch bei ihm sein kann, will ich so viel wie möglich von dem, was ihn ausmacht, in mich aufnehmen.

»Du hast gesagt, dass du mir dankbar bist«, sage ich.
»Wofür denn genau?«

Adam legt lächelnd seine Hand an mein Gesicht und streicht mit dem Daumen über meine Lippen. Mein Herz macht einen Satz, als würde es ihm in einem letzten verzweifelten Versuch entgegenspringen, um bei ihm bleiben zu können, während meine leere Hülle allein nach Portland zurückfliegt. »Für ganz vieles. Auch dafür, dass ich dein Erster

sein durfte«, sagt er leise. »Und dass du meine Erste sein wolltest.«

Einen kurzen Moment lang verwandelt sich sein Gesicht von dem eines todkranken Sechzehnjährigen in das eines wahnsinnig süßen, vor Kraft und Lebendigkeit strotzenden Jungen, der an sein erstes Mal zurückdenkt.

Ich lächle, als ich mich an den Abend erinnere. Damals wussten wir noch nicht, dass er nach Dallas verlegt werden würde, aber die Ärzte hatten uns kurz vorher gesagt, dass es keine Rettung für ihn gibt. Wir versuchten irgendwie, mit diesem Gedanken klarzukommen, und redeten stundenlang über all die Dinge, die wir tun würden, wenn wir für immer zusammenbleiben könnten. Reisen, heiraten, eine Familie gründen ... wir dachten uns Namen für unsere Kinder aus, stellten uns die Städte und die Häuser vor, in denen wir wohnen würden, und waren uns darüber einig, dass wir natürlich den phänomenalsten, sensationellsten Sex aller Zeiten haben würden. Jeden Morgen gleich nach dem Aufwachen, am Abend sowieso und oft auch einfach zwischendurch.

Am Anfang war es nur ein albernes Spiel, aber irgendwann wurde Ernst daraus, weil uns beiden bewusst wurde, dass das vielleicht der einzige Bereich unseres Lebens war, über den wir noch selbst bestimmen konnten. Auf unsere Zukunft hatten wir keinen Einfluss, aber uns blieb immer noch die Möglichkeit, eine einzigartige Erfahrung miteinander zu teilen, die uns keiner – noch nicht einmal der Tod – jemals nehmen konnte.

Wir sprachen nicht darüber, ob wir es tun sollten. Das war nicht nötig. Wir taten es einfach. Als Adam mich anschaute und ich meine eigenen Gedanken in seinen Augen lesen konnte, küssten wir uns und hörten nicht mehr damit auf.

Wir küssten uns, während wir uns gegenseitig auszogen und uns am ganzen Körper streichelten. Wir küssten uns, während wir uns aneinander festklammerten und mit Tränen in den Augen den kleinen Sieg feierten, den wir in dieser Schlacht gegen den Tod und die Zeit errungen hatten. Selbst hinterher, als wir uns erschöpft in den Armen lagen und er mir sagte, wie sehr er mich liebte, küssten wir uns noch.

So wie jetzt.

Seine Hand liegt in meinem Nacken, und in dem Moment, in dem seine Lippen meine berühren und sanft teilen, fühlt sich das an wie das feierliche Öffnen eines Abschiedsbriefs.

»Ich werde dich immer lieben, Auburn«, flüstert er an meinem Mund. »Selbst dann noch, wenn ich es nicht mehr kann.«

Ich schmecke meine Tränen in unserem Kuss und wünsche, ich würde es schaffen, um seinetwillen stärker zu sein. Adam löst sich von meinen Lippen und presst seine Stirn gegen meine. Plötzlich steigt in mir Panik auf, die mich ganz erfüllt und es mir fast unmöglich macht, noch klar zu denken. Ich ringe nach Luft. Die Traurigkeit breitet sich in mir aus, und je näher sie meinem Herzen kommt, desto mehr Druck baut sich in mir auf, der mich zu ersticken droht.

»Erzähl mir was über dich, das sonst keiner weiß«, sagt Adam, und jetzt sehe ich auch in seinen Augen Tränen. »Etwas, das ich für mich behalten kann.«

Er bittet mich jeden Tag darum, und jeden Tag erzähle ich ihm ein Geheimnis, das ich noch nie laut ausgesprochen habe. Es tröstet ihn, Dinge über mich zu wissen, die niemand anderes jemals hören wird. Ich schließe die Augen und

denke nach, während seine Hände über jede Stelle meines Körpers gleiten, die sie erreichen können.

»Ich habe noch nie jemandem von den Gedanken erzählt, die mir nachts vor dem Einschlafen durch den Kopf gehen.«

Seine Hand bleibt auf meiner Schulter liegen. »Was sind das für Gedanken?«

Ich öffne die Augen und sehe ihn an. »Ich denke an all die Menschen, von denen ich mir wünschte, sie würden an deiner Stelle sterben.«

Er antwortet erst nicht, sondern streicht weiter meinen Arm hinab, bis seine Hand auf meiner liegen bleibt. »Ich wette, die Liste ist nicht besonders lang«, sagt er und verschränkt seine Finger mit meinen.

»Doch.« Ich lächle gepresst. »Sie ist sogar sehr lang. Oft sage ich die Namen von allen Leuten, die ich kenne, und danach die von Leuten, von denen ich nur den Namen weiß, und wenn mir kein Name mehr einfällt, erfinde ich manchmal sogar welche.«

Adam weiß natürlich, dass ich anderen Menschen nicht wirklich den Tod wünsche, aber es tut ihm gut, mich das sagen zu hören. Er wischt mir mit dem Daumen die Tränen von der Wange, und wieder macht es mich wütend, dass ich es nicht einmal geschafft habe, sie diese zehn Minuten lang zurückzuhalten.

»Tut mir leid. Ich hatte mir so fest vorgenommen, nicht zu weinen.«

Sein Blick wird weich. »Weißt du, was mich echt fertig-gemacht hätte? Wenn du heute aus diesem Zimmer gegangen wärst, ohne zu weinen.«

Ich gebe den Kampf auf und verkralle meine Finger in seinem T-Shirt, während er mich an sich drückt. Durch mein

Schluchzen hindurch versuche ich, seinen Herzschlag zu hören, und verfluche zum unzähligen Mal die Ungerechtigkeit von alldem.

»Ich liebe dich so, Auburn.« Sein Atem geht keuchend und seine Stimme ist jetzt auf einmal doch voller Angst. »Ich werde dich immer lieben«, sagt er noch einmal. »Selbst dann noch, wenn ich es nicht mehr kann.«

Meine Tränen fallen schneller. »Genau wie ich dich immer lieben werde, Adam. Selbst dann noch, wenn ich es nicht mehr sollte.«

Wir klammern uns aneinander, und die Traurigkeit, die mich zu verschlingen droht, ist so groß, dass ich nicht weiß, wie ich es schaffen soll, mit ihr weiterzuleben. Ich sage ihm, dass ich ihn liebe, weil ich die Gewissheit brauche, dass er es wirklich weiß. Um ganz sicherzugehen, sage ich es ihm gleich danach noch einmal. Und noch mal. Ich sage es öfter, als ich es je zuvor gesagt habe. Und seine Antwort ist jedes Mal: »Ich liebe dich.« Wir beteuern uns so oft hintereinander, dass wir uns lieben, bis ich nicht mehr unterscheiden kann, wer von uns es zuerst sagt und wer reagiert. Irgendwann berührt Adams Bruder mich an der Schulter und gibt mir zu verstehen, dass es Zeit ist zu fahren.

Wir sagen uns, dass wir uns lieben, als wir uns zum letzten Mal küssen. Wir halten uns aneinander fest und sagen uns noch einmal, dass wir uns lieben, als wir uns zum wirklich allerletzten Mal küssen.

Und ich sage es ihm immer noch ...

Erster Teil

erstes kapitel

AUBURN

Als er mir eröffnet, wie hoch sein Stundensatz ist, sacke ich unmerklich in meinem Stuhl zusammen. Mit dem, was ich verdiene, kann ich ihn mir auf gar keinen Fall als Rechtsanwalt leisten.

»Sie haben nicht zufälligerweise günstigere Sätze für Mandanten, die finanziell nicht ganz so ... gut gestellt sind?«, frage ich.

Er versucht, sich seinen Unwillen nicht anmerken zu lassen, aber die Falten um seinen Mund vertiefen sich. »Ihr Fall wird Zeit kosten.« Er faltet die Hände auf seinem Mahagonischreibtisch und drückt die Daumen aneinander. »Und Zeit ist Geld.«

Ach was.

Jetzt lehnt er sich in seinem Sessel zurück und streicht sich mit gespreizten Händen über den Bauch. »Wissen Sie, mit Anwälten funktioniert das so ähnlich wie mit Hochzeitsfeiern. Man bekommt immer nur so viel, wie man bereit ist auszugeben.«

Ich sage ihm nicht, wie geschmacklos ich diesen Vergleich finde, sondern betrachte frustriert seine Visitenkarte, die ich in der Hand halte. Er ist mir als besonders gut empfohlen worden, und ich habe damit gerechnet, dass er teuer sein würde, aber mir war nicht klar, *wie* teuer. Ich werde mir einen Zweitjob oder gleich auch noch einen Drittjob suchen müssen ... am besten überfalle ich eine Bank.

»Und trotzdem können Sie mir wahrscheinlich nicht garantieren, dass das Urteil am Ende zu meinen Gunsten ausfallen wird, oder?«

»Garantieren kann ich gar nichts.« Er seufzt. »Aber ich kann Ihnen zumindest versprechen, dass ich alles in meinen Kräften Stehende tun werde, um das Gericht dazu zu bringen, in Ihrem Sinne zu entscheiden. Nachdem ich allerdings einen Blick in Ihre Unterlagen aus Portland geworfen habe, kann ich Ihnen gleich sagen, dass das keine einfache Aufgabe wird. Ich wiederhole mich nur ungern, aber ich muss es noch einmal sagen: Ihr Fall wird Zeit kosten.«

»Das ist das Einzige, von dem ich mehr als genug habe«, murmle ich und stehe auf. »Okay. Dann würde ich gerne wiederkommen, sobald ich meinen ersten Lohn habe.«

Der Anwalt schickt mich ins Vorzimmer zu seiner Sekretärin, um einen Termin zu vereinbaren, und wenig später finde ich mich draußen in der brütenden texanischen Hitze wieder.

Ich wohne jetzt seit drei Wochen in Dallas, und es ist genau so, wie ich es erwartet hatte: heiß, schwül und einsam.

Eigentlich bin ich immer davon ausgegangen, dass ich mein ganzes Leben an der Westküste in Portland, Oregon, verbringen würde, wo ich aufgewachsen bin. In Dallas bin ich vor meinem Umzug hierher erst einmal gewesen. Als Fünfzehnjährige habe ich einige Wochen hier verbracht. Und obwohl der Anlass für meinen Aufenthalt damals ein verdammt trauriger war, möchte ich keine einzige Sekunde dieser Zeit missen.

Diesmal ist es genau umgekehrt. Im Moment habe ich keinen sehnlicheren Wunsch, als so schnell wie möglich wieder nach Portland zurückfliegen zu können.

Ich ziehe meine Sonnenbrille aus den Haaren, setze sie auf und mache mich auf den Weg in die Innenstadt, die so ganz anders ist als das Stadtzentrum von Portland. Dort kann man fast alles zu Fuß erreichen. Dallas ist viel weitläufiger und unpersönlicher, auf den Straßen sind kaum Menschen unterwegs, alle fahren nur mit dem Auto und ... habe ich schon erwähnt, wie unerträglich brütend heiß und schwül es hier ist? Geradezu unmenschlich. Um den Umzug zu finanzieren, musste ich meinen Wagen verkaufen, sodass mir nichts anderes übrig bleibt, als die öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen oder zu Fuß zu gehen. Und weil ich jeden Cent zweimal umdrehen muss, spare ich sogar an den Bus-tickets.

Ich bin wirklich ziemlich verzweifelt über meine momentane Situation. Weil ich mir im Salon noch keinen eigenen Kundenstamm aufbauen konnte, werde ich diesen Monat auf keinen Fall genug verdienen, um den Anwalt bezahlen zu

können. Ich muss mir also tatsächlich einen Nebenjob suchen. Das Dumme ist nur, dass Lydia noch nie bereit war, sich auf mich und meine Lebensumstände einzustellen, weshalb ich keine Ahnung habe, wie ich zwei Jobs mit ihren Terminvorstellungen vereinbaren soll. Vielleicht lässt sie ja mit sich reden.

Ich ziehe das Handy aus der Tasche und wähle ihre Nummer. Als ihre Mailbox anspringt, überlege ich kurz, ob ich ihr eine Nachricht hinterlassen soll. Aber ich habe sie im Verdacht, meine Nachrichten zu löschen, ohne sie angehört zu haben, also stecke ich das Telefon wieder zurück. Die Hitze kriecht mir den Hals hinauf, meine Wangen glühen und hinter meinen Lidern spüre ich das mittlerweile vertraute Stechen. Ich habe mitgezählt: Das ist jetzt das dreizehnte Mal, dass ich unter der glühend heißen Sonne quer durch diese riesige anonyme Stadt zu Fuß nach Hause gehe, aber ich bin fest entschlossen, es diesmal bis zum Apartment zu schaffen, ohne in Tränen aufgelöst zu sein. Das wäre eine Premiere. Meine Nachbarn halten mich bestimmt jetzt schon für schwer gestört.

Leider ist es ein verdammt langer Weg. So lang, dass ich gar nicht anders kann, als über mein Leben nachzudenken, und mein Leben ist etwas, das mich unweigerlich zum Weinen bringt.

Vor einem Schaufenster bleibe ich stehen und schiebe die Brille in die Stirn, um in der Scheibe zu überprüfen, ob meine Wimperntusche verlaufen ist. Beim Anblick meines Spiegelbilds schüttle ich frustriert den Kopf. Was ich sehe, gefällt mir gar nicht.

Ich sehe ein Mädchen, das die Entscheidungen, die es in seinem Leben getroffen hat, schwer bereut.

Ein Mädchen, das seinen Beruf hasst.
Ein Mädchen, das Portland vermisst.
Und das dringend einen Nebenjob braucht, weil ... *was
sehe ich da?*
An der Tür hängt ein Schild.

**Assistentin gesucht.
Bitte klopfen.**

Ich trete einen Schritt zurück und betrachte das Gebäude, vor dem ich stehe. Auf meinem Arbeitsweg bin ich jeden Tag zweimal daran vorbeigekommen und trotzdem ist mir dieser Laden nie aufgefallen. Wahrscheinlich liegt das daran, dass ich auf dem Hinweg immer mit Lydia telefoniere und auf dem Rückweg zu viele Tränen in den Augen habe, um überhaupt irgendetwas von meiner Umgebung wahrzunehmen.

CONFESS

Das ist das Einzige, was auf dem Schild über dem Briefkastenschlitz in der Tür steht. Nur dieses eine Wort: »confess«. Soll das eine Aufforderung sein? *Gestehe!* Ist das hier womöglich gar kein Geschäft, sondern eine Art Kirche? Aber die vielen in unterschiedlichen Handschriften vollgekritzelten Zettel, mit denen die Schaufenster zugепflastert sind, sehen irgendwie nicht nach Gotteshaus aus. Es sind so viele, dass man nicht in den dahinterliegenden Laden hineinschauen kann.

Sind das Kleinanzeigen? Ich trete wieder näher und beginne zu lesen.

Ich danke dem Schicksal jeden Tag dafür, dass sich mein Mann und sein Bruder so unglaublich ähnlich sehen, weil das bedeutet, dass mein Mann wahrscheinlich niemals Verdacht schöpfen wird, unser Sohn könnte nicht von ihm sein.

Ich balle unwillkürlich die Hand und drücke sie auf mein Herz. Das liest sich tatsächlich wie ein Geständnis! Mein Blick fällt auf den Zettel daneben.

Vor vier Monaten habe ich das letzte Mal mit meinen Kindern gesprochen. Sie rufen an den Festtagen und an meinem Geburtstag an, melden sich ansonsten aber nie bei mir. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Ich war ein schrecklicher Vater.

Ich lese den nächsten Zettel.

Bei meiner Bewerbung habe ich in meinem Lebenslauf gelogen. Ich habe gar keinen Uniabschluss. In den fünf Jahren, die ich jetzt schon in der Firma arbeite, wollte nie jemand mein Zeugnis sehen.

Ich kann nicht aufhören zu lesen, stelle mich auf die Zehenspitzen, um die Zettel in den oberen Reihen zu entziffern, und bücke mich nach denen, die weiter unten hängen. Mir ist nach wie vor völlig unklar, was das für ein Laden ist oder welche Organisation dahintersteckt. Ich kann mir nicht erklären, warum diese Geständnisse hier aushängen, sodass jeder sie sehen kann. Aber aus irgendeinem Grund gibt es mir ein gutes Gefühl, sie zu lesen. Wenn sie echt sind, dann ist mein Leben vielleicht doch nicht so verpfuscht, wie es mir manchmal vorkommt.

Nach einer Viertelstunde bin ich beim zweiten Schaufenster angelangt und habe fast alle Zettel gelesen, die rechts neben der Eingangstür kleben, als sie plötzlich mit einem Ruck aufgestoßen wird. Ich trete hastig einen Schritt zur Seite, um nicht getroffen zu werden. Leider stehe ich jetzt so, dass ich nicht in den Laden hineinschauen kann.

Das Einzige, was ich sehe, ist eine Männerhand, die das Schild abnimmt. Dann höre ich das energische Quietschen eines Markers, und als das Schild gleich darauf wieder hingehängt wird, steht da:

Assistentin gesucht.

~~Bitte klopfen.~~

SUPERDRINGEND gesucht!

BITTE AN DIE TÜR HÄMMERN!!!

Ich muss über die radikale Änderung der Formulierung lachen und denke gleichzeitig, dass das vielleicht eine schicksalhafte Fügung ist. Ich brauche dringend einen Job, und hier ist jemand, der offensichtlich dringend Unterstützung braucht.

Im nächsten Moment öffnet sich die Tür ein Stück weiter und vor mir steht ein Typ, der ein paar Jahre älter ist als ich und mich mit großen Augen ansieht, die mich sofort faszinieren. Sie strahlen in mehr Grüntönen, als ich sie auf seinem farbverklecksten T-Shirt finden könnte. Volle schwarze Haare fallen ihm widerspenstig ins Gesicht. Nachdem er mich einen Moment lang überrascht gemustert hat, schüttelt er kurz den Kopf und stößt dann einen Seufzer aus. Es kommt mir fast so vor, als wäre er erleichtert, dass ich vor der Tür stehe.

Weil er aber trotzdem nichts sagt, sondern mich nur weiter ansieht, wende ich verlegen den Blick ab. Nicht weil es mir unangenehm wäre, sondern weil es merkwürdig tröstlich ist, von jemandem so angeschaut zu werden. Wahrscheinlich ist es das erste Mal, seit ich in Texas lebe, dass ich das Gefühl habe, jemand freut sich, mich zu sehen.

»Kann es sein, dass dich der Himmel schickt?«, fragt er, und mein Blick wird unwillkürlich wieder von seinen grünen Augen angezogen. »Komm rein.« Er strahlt mich an und hält die Tür einladend auf.

Ich werfe zögernd einen Blick auf das »Assistentin gesucht«-Schild und frage mich, was gleich passieren wird, wenn ich ihm tatsächlich in diesen Laden folge.

Das schlimmste Szenario, das mir einfällt, endet mit meiner Ermordung. Aber angesichts der hinter mir liegenden höllischen drei Wochen kann mich traurigerweise selbst diese Vorstellung nicht wirklich abschrecken.

»Bist du derjenige, der eine Assistentin sucht?«, frage ich.

»Falls du diejenige bist, die sich bewirbt?«

Er klingt total nett und irgendwie verunsichert mich das. Ich bin so nette Menschen nicht gewöhnt.

»Könnte sein, dass ich mich bewerbe. Aber vorher hätte ich noch ein paar Fragen an dich«, sage ich, stolz darauf, dass ich mich nicht einfach so von einem Mörder in den Hinterhalt locken und abschlachten lasse.

Der Typ zieht das Schild von der Scheibe, stemmt sich mit dem Rücken gegen die Tür, um sie aufzuhalten, und winkt mich herein. »Eigentlich haben wir keine Zeit, uns vorher noch lange zu unterhalten, aber ich schwöre dir, dass ich dich garantiert nicht foltern, vergewaltigen oder umbringen werde, falls dich das beruhigt.«

Seine Stimme ist unheimlich sympathisch, genau wie sein Lächeln, bei dem er zwei Reihen nahezu makelloser Zähne zeigt, wenn man von dem leicht schief stehenden linken Schneidezahn absieht. Aber womöglich ist es gerade dieser kleine Makel, der ihn mir so sympathisch macht. Ach, was soll's, eigentlich habe ich meine Entscheidung schon getroffen. Ich beschließe, auf meine Fragen zu verzichten.

Seufzend schiebe ich mich an ihm vorbei in den Laden. »Worauf lasse ich mich da nur ein?«

»Vielleicht auf etwas, aus dem du so schnell nicht mehr herauswollen wirst«, antwortet er. Die Tür fällt hinter uns ins Schloss und sperrt das Sonnenlicht aus, was nicht weiter schlimm wäre, wenn der Innenraum beleuchtet wäre. Das ist er aber nicht. Er ist stockfinster und nur durch einen Spalt in der geöffneten Tür am anderen Ende des ziemlich großen Ladenlokals fällt ein schwacher Lichtschein herein.

In dem Moment, in dem mich mein rasend schnell klopfendes Herz wissen lässt, dass ich gerade eine lebensgefährliche Dummheit begangen habe, erwachen an der Decke mehrere Leuchtstoffröhren summend zum Leben.

»Tut mir leid.« Seine Stimme ist so nah, dass ich zusammenzucke. »Normalerweise arbeite ich nicht in diesem Teil des Ateliers, deswegen lasse ich das Licht aus, um Strom zu sparen.«

Jetzt, wo der Raum erleuchtet ist, sehe ich, dass überall an den in neutralem Weiß gestrichenen Wänden große Gemälde hängen. Ich schaue mich neugierig um. »Ist das hier ... eine Galerie?«

»Es als Galerie zu bezeichnen, wäre leicht übertrieben«, sagt er lachend und geht auf die Tür am anderen Ende des

Raums zu. »Was hast du für eine Klamottengröße?«, fragt er über die Schulter.

Er hat mir immer noch nicht gesagt, wobei er Hilfe braucht, und dass er jetzt meine Kleidergröße wissen möchte, beunruhigt mich etwas. Fragt er sich, welche Maße die Grube haben muss, in der er mich verscharren wird? Geht es um die Größe der Handschellen?

Okay, ich bin *sehr* beunruhigt.

»Wie meinst du das?«, frage ich und folge ihm in den Flur hinaus, obwohl es wahrscheinlich klüger wäre abzuhauen und um mein Leben zu rennen. »Wozu musst du meine Kleidergröße wissen?«

Er dreht sich um und läuft rückwärts vor mir her. »Na ja, weil ...« Er zeigt auf meine Jeans und das Top, »du die Sachen da nachher schlecht anbehalten kannst.«

Vom Flur aus führt eine Treppe ins obere Stockwerk. Dieser Typ ist wirklich süß, und sein schiefer Schneidezahn ist vertrauenerweckend, aber ich habe trotzdem das starke Gefühl, dass jetzt endgültig der Moment gekommen ist, in dem ich die Reißleine ziehen sollte. Ich gehe garantiert nicht mit ihm da hoch.

»Moment«, sage ich und bleibe am Treppenabsatz stehen. Mein neuer Arbeitgeber, der schon halb hinaufgegangen ist, dreht sich mit fragender Miene um. »Kannst du mir wenigstens stichpunktartig verraten, was da oben passieren soll? Allmählich kriege ich nämlich leichte Zweifel, ob es klug ist, jemandem, den ich überhaupt nicht kenne, ins Ungewisse zu folgen.«

Er wirft einen Blick nach oben, sieht mich an und kommt wieder ein paar Schritte herunter. Etwas oberhalb von mir setzt er sich auf eine der Treppenstufen, sodass wir auf Au-

genhöhe sind. »Sorry.« Er stützt die Ellbogen auf die Knie und beugt sich freundlich lächelnd vor. »Du hast natürlich vollkommen recht. Also: Ich heiße Owen Gentry, ich bin Maler, und das da ist mein Studio und Verkaufsraum, in dem gleich so eine Art Ausstellung stattfindet. In einer knappen Stunde erwarte ich die ersten Besucher, und ich brauche dringend eine Assistentin, die den Verkauf meiner Bilder für mich regelt, die Adressen der Käufer notiert und so weiter, weil das einfach professioneller wirkt. Normalerweise hat den Job meine Freundin übernommen, aber ... die hat sich letzte Woche von mir getrennt.«

Er ist Maler.

Er macht eine Ausstellung.

In weniger als einer Stunde.

Über die Freundin oder jetzige Exfreundin denke ich erstmal nicht nach.

»Verstehe ...«, sage ich und werfe einen Blick die Treppe hinauf, bevor ich ihn wieder ansehe. »Bekomme ich vorher irgendeine Art von Einweisung?«

»Kannst du mit einem Taschenrechner umgehen?«

Ich verdrehe die Augen. »Ja.«

»Dann betrachte dich damit als eingewiesen. Ich brauche dich ungefähr für zwei Stunden und du bekommst dafür zweihundert Dollar. Sobald die Ausstellung vorbei ist, kannst du gehen.«

Zwei Stunden.

Zweihundert Dollar.

Irgendwas stimmt hier nicht.

»Wo ist der Haken?«

»Es gibt keinen.«

»Wenn du hundert Dollar pro Stunde zahlen kannst, dürf-

test du eigentlich kein Problem haben, jemanden zu finden, der für dich arbeitet. Aber du hast eben ziemlich verzweifelt gewirkt. Also muss es einen Haken geben.«

Owen reibt sich über sein stoppeliges Kinn, als würde er versuchen, seine Anspannung wegzumassieren. »Als meine Freundin mit mir Schluss gemacht hat, hat sie mir nicht gesagt, dass sie damit gleichzeitig auch aufhört, für mich zu arbeiten. Das habe ich erst vorhin erfahren, als ich bei ihr angerufen habe, weil sie nicht zur üblichen Zeit aufgetaucht ist. Betrachte die zweihundert Dollar als so eine Art Dringlichkeitszuschlag und freu dich drüber. Vielleicht warst du gerade zur richtigen Zeit am richtigen Ort.« Er steht auf und dreht sich um.

Ich bleibe unten an der Treppe stehen. »Du hast deine Freundin bei dir angestellt? Davon rät einem doch immer jeder ab.«

»Anders herum. Ich habe meine Angestellte zur Freundin gemacht. Das ist noch viel weniger empfehlenswert.« Er geht wieder nach oben, bleibt stehen und sieht zu mir herunter. »Wie heißt du eigentlich?«

»Auburn.«

Er runzelt die Stirn. Das kenne ich schon. Jeder denkt natürlich automatisch, ich hätte meinen Namen wegen der Farbe meiner Haare bekommen, aber sie sind nicht kastanienbraun. Ich bin blond. Mit viel gutem Willen könnte man behaupten, blond mit zartem Rotschimmer.

»Und mit vollem Namen?«

»Auburn Mason Reed.«

Owen legt den Kopf in den Nacken, sieht zur Decke und atmet langsam aus. Ich folge seinem Blick, kann da oben aber nichts als Weiß sehen. Er hebt die Hand, berührt erst seine

Stirn, dann sein Brustbein, danach die linke und dann die rechte Schulter. Was macht er da? Sich bekreuzigen?

»Du heißt mit zweitem Namen Mason?«, fragt er.

Ich nicke. Ja, okay, Mason ist vielleicht nicht gerade ein gängiger Mädchenname, aber ich finde es trotzdem übertrieben, dass er sich deswegen gleich gezwungen sieht, religiöse Rituale durchzuführen.

»Ich auch«, sagt er.

Ich sehe ihn schweigend an. »Ohne Witz?«

Er nickt und zieht seinen Geldbeutel aus der Jeans. Dann kommt er die Treppe herunter und hält mir seinen Führerschein hin. Ich greife danach. Er heißt tatsächlich mit zweitem Namen Mason. Ich muss mir ein Grinsen verkneifen, als ich seine Initialen sehe. »Owen Mason Gentry. *Oh, mein Gott – OMG!*«, kichere ich und gebe ihm das Kärtchen zurück. Das ist mir so rausgerutscht, eigentlich hatte ich es nicht laut sagen wollen.

Owen schiebt den Geldbeutel wieder in die Jeans zurück und sieht mich mit hochgezogenen Brauen an. »Wow, du hast eine schnelle Auffassungsgabe.«

Meine Schultern zucken vor unterdrücktem Lachen. Gleichzeitig fühle ich mich mies. Es tut mir echt leid, dass ich gelacht habe.

Owen verdreht die Augen und grinst. »Ich weiß schon, warum ich nie jemandem verrate, wie ich mit zweitem Namen heiße«, sagt er.

Mit schlechtem Gewissen gehe ich hinter ihm die Treppe hinauf. Hoffentlich nimmt er es mir nicht übel, dass ich mich über seine Initialen lustig gemacht habe.

Im ersten Stock angekommen, geht er auf eine Kommode zu, zieht die oberste Schublade heraus und beginnt, darin zu

wühlen. Ich nutze die Gelegenheit und sehe mich in dem großen Raum um. In einer Ecke steht ein breites Doppelbett, im hinteren Teil sehe ich eine offene Küche mit einer in den Raum hineingebauten Theke. Es gibt noch zwei weitere Türen, die aber verschlossen sind.

Anscheinend wohnt er hier.

Owen dreht sich um und drückt mir ein schwarzes Kleidungsstück in die Hand. Als ich es auffalte, sehe ich, dass es ein Rock ist.

»Vielleicht hast du ja die gleiche Größe wie die Verräterin, die mich heute hängen gelassen hat. Das wäre dann so was wie ausgleichende Gerechtigkeit.« Er geht zu einem Schrank, öffnet ihn und zieht eine weiße Bluse von einem Bügel. »Hier. Schau mal, ob die dir passt. Deine Schuhe sind okay.«

Ich greife nach der Bluse und nicke in Richtung der Türen. »Hinter welcher ist das Bad?«

Er deutet auf die linke.

»Und was mache ich, falls mir die Sachen nicht passen?«, frage ich, weil ich plötzlich Angst bekomme, dass er mich wieder wegschickt, wenn ich nicht seriös angezogen bin. Ich brauche diese zweihundert Dollar unbedingt.

»Wenn sie dir nicht passen, verbrennen wir sie zusammen mit allem anderen, was sie dagelassen hat.«

Ich lache, gehe ins Bad und ziehe mich schnell um. Zum Glück haben Rock und Bluse tatsächlich meine Größe. Aber als ich mich im Spiegel betrachte, stelle ich erschrocken fest, dass meine Haare katastrophal aussehen. Zum letzten Mal habe ich sie mir heute Morgen nach dem Aufstehen gekämmt. Ich bin eine Schande für meinen Berufsstand. Als Frisörin müsste ich mich eigentlich viel sorgfältiger stylen.

Schließlich ist mein Äußeres so etwas wie meine Visitenkarte. Mithilfe von Owens Kamm und dem Haargummi, das ich zum Glück dabei habe, binde ich sie mir im Nacken zu einem Knoten. Danach falte ich meine Jeans und das Top zusammen und lege beides auf den Waschtisch.

Als ich aus dem Bad komme, steht Owen an der Küchentheke und gießt Weißwein in zwei Gläser. Ich überlege kurz, ob ich ihm sagen soll, dass ich noch nicht einundzwanzig bin und erst in ein paar Wochen offiziell Alkohol trinken darf, entscheide mich dann aber dagegen. Ein Schluck kann nichts schaden. Vielleicht beruhigt der Wein mich ja sogar. Ich bin ziemlich nervös.

»Passt wie angegossen«, verkünde ich und drehe mich einmal im Kreis. »Und? Sehe ich adrett genug aus?«

Owen hebt den Kopf und betrachtet mich einen Moment länger als nötig. Dann räuspert er sich und blickt wieder auf die Gläser. »Die Sachen stehen dir sogar viel besser als ihr«, sagt er trocken.

Ich setze mich auf einen der Barhocker und muss mich schwer anstrengen, nicht zu breit zu grinsen. Es ist schon eine Weile her, dass mir jemand ein Kompliment gemacht hat, und ich hatte ganz vergessen, wie gut sich das anfühlt. »Ach was, das glaub ich nicht. Du bist bestimmt bloß sauer, weil sie Schluss gemacht und dich hängen gelassen hat.«

Owen schiebt mir ein Weinglas hin. »Ich bin kein bisschen sauer, sondern erleichtert, und das ist die Wahrheit.« Er prostet mir zu. »Lass uns darauf trinken, dass ich eine verflossene Freundin und eine neue Assistentin habe.«

Unsere Gläser stoßen klirrend aneinander und ich lache. »Auf jeden Fall besser als eine verflossene Assistentin und eine neue Freundin.«

Das Glas an den Lippen, hält er kurz inne und nimmt dann einen tiefen Schluck.

Als mich etwas Weiches an der Wade berührt, ist mein erster Impuls, laut aufzuschreien. Okay, vielleicht schnappe ich auch nur erschrocken nach Luft. Jedenfalls ziehe ich instinktiv die Beine hoch und schaue nach unten. Eine schwarze Katze reibt sich genüsslich schnurrend an dem Hocker, auf dem ich sitze. Ich beuge mich sofort begeistert herunter, um sie zu streicheln. Die Katze lässt es sich gefallen und erlaubt mir sogar, sie auf den Schoß zu nehmen. Die Tatsache, dass Owen eine Katze hat, lässt den letzten Rest von Misstrauen schmelzen, den ich vielleicht noch hatte. Als könnte jemand, der mit einem Haustier zusammenlebt, einem anderen Menschen niemals etwas Böses antun. Bescheuert, ich weiß, aber ich fühle mich gleich viel sicherer.

»Wie heißt sie ... oder er?«

Er beugt sich vor und streicht durch das dichte Fell.
»Owen.«

Ich lache über seinen Witz, aber er bleibt vollkommen ernst.

»Ohne Quatsch? Dein Kater heißt genau wie du?«

Jetzt spielt ein Lächeln um seine Mundwinkel und er zuckt fast verlegen mit den Schultern. »Irgendwie hat sie mich an mich erinnert.«

Ich muss wieder lachen. »*Sie?* Und du hast ihr einen Männernamen gegeben?«

Owen krault Owen liebevoll den Nacken. »Schsch«, flüstert er. »Mach dich nicht über sie lustig. Sie versteht alles, was wir sagen. Ich will nicht, dass sie Komplexe kriegt.«

Als hätte Owen-die-Katze tatsächlich verstanden, dass ich über ihren Namen gelacht habe, springt sie aus meinen Ar-

men und landet anmutig auf dem Boden. Sie verschwindet blitzschnell um die Theke, und ich muss mich zwingen, mir mein dämlich seliges Lächeln aus dem Gesicht zu wischen. Ich finde es unfassbar originell, dass er seine Katze nach sich selbst benannt hat.

»Okay, *OMG*.« Ich stütze die Ellbogen auf die Theke. »Was genau erwartest du heute Abend von mir?«

Owen greift nach der Weinflasche und stellt sie in den Kühlschrank. »Ich wäre dir schon mal sehr dankbar, wenn du mich nicht *OMG* nennen würdest.«

Wahrscheinlich sollte ich mich schämen, aber so viel scheint es ihm dann doch nicht auszumachen, denn er lächelt immer noch.

»Wird nicht wieder vorkommen. Versprochen.«

»Darf ich dich was fragen?« Er beugt sich über die Theke und mustert mich. »Wie alt bist du eigentlich?«

»Noch nicht alt genug, um Wein trinken zu dürfen«, gestehe ich und nehme einen Schluck.

»Ups«, sagt er unbeeindruckt. »Und was machst du sonst so? Studierst du hier?« Das Kinn in die Hand gestützt, wartet er auf meine Antwort.

»Inwiefern bereiten mich diese Fragen auf meine Arbeit heute Abend vor?«

Er lächelt. Liegt es am Wein, dass er mir immer sympathischer wird? Aber schon im nächsten Moment ist er wieder ernst, nimmt mir das Glas aus der Hand und stellt es auf die Theke. »Du hast recht. Ich zeig dir, was dich nachher erwartet. Wenn du mir bitte folgen würdest, Auburn Mason Reed.«

Ich tue, was er sagt, weil ich für einen Stundenlohn von hundert Dollar alles tun würde.

Okay, *fast* alles.

Als wir wieder unten sind, stellt er sich in die Mitte des Raums und breitet die Arme aus, als wollte er mir sein Reich präsentieren. Ich drehe mich einmal um die eigene Achse und nehme alles in mich auf. Über jedem der Gemälde an den Wänden ist ein kleiner Spot angebracht, der die Aufmerksamkeit auf das jeweilige Bild lenkt. Sehr viel mehr gibt es nicht zu sehen. Nur weiße Wände, ein glänzend lackierter Betonboden und die Kunst. Die Wirkung ist trotz oder gerade wegen dieser Schlichtheit überwältigend.

»Das sind meine Arbeiten.« Owen deutet auf die Gemälde. Danach zeigt er auf eine Art Ladentheke am anderen Ende des Raums. »Und da hinten wirst du nachher die meiste Zeit stehen. Ich unterhalte mich mit den Leuten, die kommen, beantworte ihre Fragen und gebe Erklärungen zu den Bildern ab. Falls jemand eins kaufen möchte, schicke ich ihn zu dir und du schreibst dir die Adresse auf. Mehr gibt es eigentlich nicht zu sagen. Meinst du, du schaffst das?« Die Hände in die Seiten gestemmt, sieht er mich erwartungsvoll an.

»Wie alt bist du eigentlich?«, frage ich, von seiner lässigen Professionalität beeindruckt.

Seine Augen verengen sich, er neigt kurz den Kopf und schaut weg. »Einundzwanzig«, antwortet er, als wäre es ihm peinlich, dass er so jung und trotzdem schon ein so – zumindest macht es den Anschein – relativ erfolgreicher Künstler ist.

Ehrlich gesagt hätte ich ihn etwas älter geschätzt. Seine Augen wirken auf mich nicht wie die eines fast Gleichaltrigen. Sie sind unergründlich und wecken in mir das Bedürfnis, tief in sie einzutauchen, um zu sehen, was er schon alles gesehen hat.

Aber dann reiße ich mich von ihnen los und beschließe, dass es höchste Zeit ist, mir seine Kunst aus der Nähe anzuschauen. Ich gehe auf das Bild zu, das vor mir an der Wand hängt. Es sieht schon allein von der Farbgebung her interessant aus, und je näher ich komme, desto klarer wird mir, dass er ein wirklich talentierter Künstler ist. Als ich davorstehe, muss ich die Luft anhalten.



Das Bild ist wunderschön und unfassbar traurig zugleich. Es zeigt eine Frau, auf deren Gesicht sich sowohl tief empfundene Liebe als auch schmerzhaftes Scham widerspiegeln und zugleich jede kleinste Emotionsfacette, die dazwischenliegt.

»Was benutzt du für Farben? Acryl?« Ich beuge mich dicht zur Leinwand und fahre mit dem Zeigefinger andächtig den kraftvollen geschwungenen Pinselstrichen nach, als ich seine Schritte hinter mir höre. Dann steht er neben mir, aber ich schaffe es nicht, den Blick von dem Bild zu lösen, weil ich so fasziniert bin.

»Nicht nur. Teilweise spraye ich auch. Im Grunde verwende ich alle Materialien, die sich mir so anbieten. Das ist von Arbeit zu Arbeit unterschiedlich.«

Plötzlich entdecke ich eine Karte mit einem gedruckten Text, die neben dem Bild an der Wand hängt, beuge mich vor und lese sie.

Manchmal frage ich mich, ob es vielleicht leichter wäre, tot zu sein, als weiterhin seine Mutter sein zu müssen.

Ich muss schlucken und richte den Blick dann wieder auf das Gesicht der Frau. »Ist das von einem der Zettel, die an den Schaufensterscheiben kleben?« Als ich mich zu Owen umdrehe, ist sein Lächeln verschwunden. Er verschränkt die Arme vor der Brust und drückt das Kinn an den Hals. Ich habe beinahe den Eindruck, als würde es ihn nervös machen, mein Urteil über seine Kunst abzuwarten.

»Ja, genau«, sagt er knapp.

Ich sehe zu den mit Zetteln vollgeklebten Schaufenstern, lasse den Blick durch den Raum schweifen und bemerke, dass neben jedem der Bilder so eine Karte hängt.

»Dann sind das alles solche ... *Geständnisse*?«, frage ich. »Sind sie denn echt? Und stammen sie ... von Menschen, die du kennst?«

»Nein.« Owen schüttelt den Kopf. »Sie sind anonym. Jeder, der etwas loswerden will, kann sein Geständnis durch den Briefkastenschlitz schieben.« Er zeigt zur Tür. »Ich lasse mich davon inspirieren.«

Ich gehe zum nächsten Bild und lese mir diesmal erst die Karte durch, bevor ich mir ansehe, wie Owen das, was darauf steht, umgesetzt hat.

Ich habe mich noch nie jemandem ungeschminkt gezeigt. Es ist mein schlimmster Horror, mir vorzustellen, wie ich aussehen werde, wenn ich nach meinem Tod aufgebahrt werde. Lieber lasse ich mich gleich verbrennen. Meine Komplexe sitzen so tief, dass ich sie nicht einmal im Tod ablegen kann. Danke dafür, Mutter.



Mir läuft ein Schauer über den Rücken. »Kraass«, flüstere ich und betrachte das Bild. Anschließend gehe ich langsam die Längsseite des Raums ab und sehe mir die anderen Bilder an. Als ich am Schaufenster angekommen bin, fällt mir ein Zettel ins Auge, der mit roter Tinte geschrieben ist. Der Satz darauf ist zusätzlich dick mit gelbem Marker unterstrichen.

Ich habe Angst, dass ich niemals aufhören werde, mein Leben ohne ihn mit dem Leben mit ihm zu vergleichen.

Ich kann gar nicht sagen, was mich mehr berührt – Owens Kunst oder die Tatsache, dass ich die Gefühle, die hier zu Papier und auf die Leinwand gebracht worden sind, so gut nachvollziehen kann. Ich bin ein sehr verschlossener Mensch und lasse kaum jemanden in mich hineinschauen, obwohl das vielleicht manches einfacher machen würde. Diese teilweise erschütternden Lebensbeichten zu lesen und damit Einblick in die tiefsten Abgründe von Menschen zu erhalten – Abgründe, die sie höchstwahrscheinlich nie jemanden haben sehen lassen –, gibt mir das Gefühl, nicht ganz so allein zu sein. Das Gefühl, dass es andere gibt, denen es ähnlich geht wie mir.

Das alles erinnert mich an Adam.

»Erzähl mir was über dich, was sonst keiner weiß. Etwas, das ich für mich behalten kann.«

Ich kann gar nicht anders, als Adam in Gedanken automatisch immer in alles miteinzubeziehen, was ich erlebe, auch wenn ich weiß, dass es besser wäre, es nicht zu tun. Ich frage mich, wann das jemals aufhören wird – oder ob überhaupt. Mittlerweile ist es fünf Jahre her, seit ich mich von ihm verabschiedet habe. Fünf Jahre, seit er gestorben ist. Fünf Jahre ...

Wird es mir so gehen wie demjenigen, der den Satz geschrieben hat, den ich eben gelesen habe? Werde ich mein Leben ohne ihn immer mit dem Leben vergleichen, das ich mit ihm hätte haben können?

Und wird jemals der Moment kommen, in dem ich vom Ergebnis dieses Vergleichs nicht enttäuscht sein werde?

zweites kapitel

OWEN

Es ist unfassbar, aber sie ist es. Ganz sicher. Ich hab sie sofort erkannt. Und jetzt steht sie plötzlich hier in meinem Atelier und schaut sich meine Bilder an. Dabei hätte ich niemals, wirklich *niemals* geglaubt, dass wir uns noch mal begegnen würden. Ich kann mich nicht einmal mehr daran erinnern, wann ich das letzte Mal an sie gedacht habe. Die Wahrscheinlichkeit, dass unsere Wege sich in diesem Leben noch einmal kreuzen könnten, war praktisch nicht vorhanden.

Aber jetzt ist sie auf einmal hier. Es liegt mir auf der Zunge, sie zu fragen, ob sie sich an mich erinnert, aber ich weiß, dass sie es nicht tut. Wie sollte sie? Wir haben ja nie auch nur ein Wort miteinander gewechselt.

Trotzdem habe ich sie nie vergessen. Ich erinnere mich noch genau an den Klang ihres Lachens, an ihre Stimme, das besondere Blond ihrer Haare ... auch wenn sie damals kürzer waren. Mir wird erst jetzt klar, dass ich ihr Gesicht eigentlich nie so richtig aus der Nähe gesehen habe, obwohl ich mir immer eingebildet habe, ganz genau zu wissen, wie sie aussieht. Jetzt, wo sie vor mir steht, muss ich mich zwingen, sie nicht anzustarren. Sie ist wunderschön, aber vor allem sieht sie genau so aus, wie ich es mir immer vorgestellt hatte. Ich habe einmal versucht, sie zu malen, es dann aber wieder aufgegeben, weil meine Erinnerung einfach nicht mehr deutlich genug war. Könnte gut sein, dass ich nach heute Abend einen zweiten Versuch starte. Ich weiß auch schon, wie ich das Bild nennen werde: »*Mehr als nur einer*«.

Als sie sich umdreht, um auf ein anderes Bild zuzugehen, schaue ich hastig weg, bevor sie mich dabei ertappt, wie ich sie beobachte. Ich habe das Gefühl, sie würde mir sofort ansehen, dass ich gerade darüber nachdenke, aus welchen Farben ich ihren einzigartigen Hautton zusammenmischen oder ob ich sie mit zurückgebundenen oder offenen Haaren malen soll.

Schluss jetzt. Es gibt tausend andere Sachen, die ich im Moment dringender erledigen müsste, als solchen Gedanken nachzuhängen. Äh ... was waren das noch mal für Sachen? Ach ja: duschen, umziehen und mich mental auf die Besucher vorbereiten, die gleich kommen und zwei Stunden lang unterhalten werden wollen.

»Ich muss noch schnell duschen«, sage ich. Auburn schreckt zusammen, als hätte sie vollkommen vergessen, dass ich auch noch da bin.

»Schau dich ruhig weiter um. Ich erklär dir den Rest, wenn ich fertig bin. Bin gleich wieder da.«

Als sie lächelnd nickt, denke ich an Hannah und verstehe plötzlich nicht mehr, was ich jemals in ihr gesehen habe.

Hannah, die ich ursprünglich als Assistentin eingestellt hatte und die dann auf einmal meine Freundin war. Hannah, die nicht damit klarkam, dass es Dinge in meinem Leben gibt, die mir wichtiger sind als sie, und die sich letzte Woche von mir getrennt hat.

Hoffentlich ist Auburn anders.

Aber gab es bei Hannah nicht schon von Anfang an zu vieles, was nicht wirklich gepasst hat? Hätte mir das nicht zu denken geben müssen? Zum Beispiel, dass eigentlich meistens nur oberflächliches Geplapper herauskam, wenn sie den Mund aufgemacht hat, was wahrscheinlich der Hauptgrund dafür war, dass wir nur sehr wenig miteinander gesprochen haben. Oder dass sie meinte, alle um sie herum ständig darauf hinweisen zu müssen, dass man ihren Namen sowohl vorwärts als auch rückwärts lesen kann.

»Wow. Du bist ein wandelndes Palindrom!«, habe ich gesagt, als sie es mir das erste Mal erzählt hat. Als sie mich daraufhin nur verständnislos angeschaut hat, hätte mir klar sein müssen, dass wir überhaupt nicht auf einer Wellenlänge waren. Das schöne Palindrom ist an Hannah leider verschwendet gewesen.

Aber ich weiß jetzt schon, dass Auburn nicht wie Hannah ist. Ich erkenne es an der Tiefe ihres Blicks. Ich kann sehen, dass sie meine Arbeiten wirklich versteht und im Innersten davon berührt ist, sogar so sehr, dass sie alles andere um sich herum vergisst. Ich hoffe wirklich sehr, dass sie nicht wie Hannah ist. Hannah, die Blenderin.

Sei fein, nie fies, ermahne ich mich selbst per Palindrom.

Als ich oben ins Bad komme und Auburns zusammengelegte Klamotten auf dem Waschtisch sehe, würde ich am liebsten zu ihr runtergehen und ihr sagen, dass sie wieder ihre eigenen Sachen anziehen soll. Ich würde ihr gern sagen, dass sie ruhig sie selbst sein kann, weil es mir wichtig ist, dass sie sich bei mir wohlfühlt. Dummerweise sind meine Kunden reich und elitär und erwarten, dass die Assistentinnen der Künstler, deren Bilder sie kaufen, die klassische Uniform aus schwarzem Rock und weißer Bluse tragen und nicht Jeans und pinke Tops. Die Farbe des Tops erinnert mich plötzlich an ein T-Shirt, das Mrs Dennis, bei der ich an der Highschool Kunst hatte, oft anhatte ...

Mrs Dennis liebte die Kunst. Vor allem aber liebte sie Künstler. Eines Tages stellte sie sich hinter mich und sagte: »Unglaublich, wie du mit dem Pinsel umgehst, Owen«, und danach liebte sie mich.

Übrigens war Mrs Dennis zwar kein wandelndes Palindrom, aber auch ihr Name hatte einen doppelten Boden. Von hinten nach vorne gelesen ergab er das Wort *sinned* und entsprach damit ziemlich genau dem, was wir miteinander taten. Wir sündigten. Sie vielleicht ein bisschen mehr als ich. Weil ich schlecht jemandem von meinem Geheimnis erzählen konnte, ohne meine Lehrerin ans Messer zu liefern, verewigte ich unsere Tat in einem zum Bild gewordenen Geständnis, das ich *Sie sündigt mit mir* nannte. Es war eines der ersten Bilder, das ich verkaufen konnte. Hal-leluja.

Aber ich will jetzt nicht an meine Schulzeit oder an Mrs Dennis oder an Hannah denken, weil sie Teil meiner Vergangenheit sind, während hier gerade meine Gegenwart

stattfindet und Auburn ... irgendwie für beides steht. Sie wäre geschockt, wenn sie wüsste, wie sehr ihre Vergangenheit meine Gegenwart beeinflusst hat, deswegen werde ich es ihr auch nicht erzählen. Es gibt Geheimnisse, die niemals zu Geständnissen werden sollten. Das weiß ich besser als jeder andere.

Was hat es zu bedeuten, dass sie auf einmal vor meiner Tür stand und mich mit ihren großen Augen ansah? Ihr plötzliches Auftauchen in meinem Leben bringt mein ganzes Weltbild ins Wanken. Vor einer halben Stunde war ich jemand, der nur an den Zufall glaubte, nicht an Schicksal. Und jetzt? Die Vorstellung, dass es lediglich ein Zufall gewesen sein soll, der sie heute vor meine Tür geführt hat, kommt mir absurd vor.



Als ich frisch geduscht und umgezogen wieder nach unten komme, ist sie in die Betrachtung eines Bildes vertieft, das ich *Du existierst nicht, Gott (und falls doch, solltest du dich schämen)* genannt habe.

Den Titel habe ich mir natürlich nicht selbst ausgedacht. Das tue ich nie. Er ist das anonyme Geständnis, das mich zu dem Bild inspiriert hat. In diesem Fall dazu, meine Mutter zu malen. Nicht so, wie ich mich an sie erinnere, sondern so, wie sie vielleicht ausgesehen hat, als sie in meinem Alter war. Was mich an dem Geständnis fasziniert hat, war nicht die Glaubensfrage, sondern dass das exakt der Gedanke war, der mir in den Monaten nach ihrem Tod die ganze Zeit durch den Kopf ging.



Natürlich weiß ich nicht, ob Auburn an Gott glaubt, aber etwas in dem Bild scheint irgendwas in ihr ausgelöst zu haben. Jedenfalls sehe ich, wie ihr eine Träne über die Wange läuft. Sobald sie merkt, dass ich neben ihr stehe, fährt sie sich hastig mit dem Handrücken übers Gesicht und holt tief Luft. Schämt sie sich für ihre Rührung? Vielleicht ist es ihr auch nur peinlich, dass ich sie beobachtet habe.

Statt sie zu fragen, was sie von dem Bild hält oder warum es sie zum Weinen gebracht hat, sage ich nichts und betrachte es einfach nur stumm zusammen mit ihr. Ich habe es vor ungefähr einem Jahr gemalt und erst gestern spontan beschlossen, es in die Ausstellung zu hängen. Normalerweise behalte ich meine Arbeiten nicht so lang, aber bei dieser hier habe ich gezögert, sie zu verkaufen. Es kostet mich immer Überwindung, meine Bilder wegzugeben, und von manchen trenne ich mich schwerer als von anderen.

Möglicherweise habe ich Angst, sie aus der Hand zu geben, weil ich fürchte, ihre neuen Besitzer könnten sie missverstehen und deshalb nicht wirklich wertschätzen.

»Wow«, sagt Auburn. »Das war ja eine schnelle Duschaktion.«

Ich erkenne das sofort als Versuch, das Thema zu wechseln, auch wenn wir nicht laut darüber gesprochen haben. Das Thema, über das sie nicht reden will, sind ihre Tränen und wodurch sie hervorgerufen wurden. Das Thema ist meine unausgesprochene Frage: *Warum berührt dich dieses Bild so, Auburn?*

»Ich bin eben ein echter Blitzduscher«, sage ich und beiße mir auf die Zunge, weil das so ungefähr die dämlichste Antwort ist, die man sich nur vorstellen kann. Aber warum will ich überhaupt, dass sie mich originell findet? Ich sehe sie forschend an. Sie schaut schnell zu Boden, weil es ihr vielleicht immer noch peinlich ist, dass meine Kunst etwas in ihr ausgelöst hat. Trotzdem freue ich mich über ihre Reaktion, weil man nur dann verlegen reagiert, wenn einem die Meinung des anderen wichtig ist.

Die Tatsache, dass ich mich darüber freue, bedeutet wohl, dass mir an ihrer Meinung genauso viel liegt wie ihr an meiner. Klar, sonst würde ich ja auch nicht insgeheim hoffen, dass sie anders ist als Hannah.

Als sie den Blick hebt, denke ich fieberhaft nach, welchen witzigen Nachsatz ich meiner Antwort hinterherschleichen könnte, aber da ist es schon zu spät. Sie sieht mich an und mein Kopf ist wie leer gepustet. Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr – ich habe keine um! – und kratze mich an einer Stelle, an der es gar nicht juckt, um meine Nervosität zu überspielen.

»In einer Viertelstunde kommen die ersten Gäste«, sage ich und räuspere mich. »Wahrscheinlich sollte ich dir jetzt doch mal näher erklären, wie das hier gleich ablaufen wird.«

Auburn atmet hörbar aus, und ich sehe, wie sich ihre Schultern entspannen. Offensichtlich ist sie erleichtert, dass ich sie nicht auf das Bild angesprochen habe. »Stimmt. Das wäre nicht schlecht«, sagt sie.

Ich stelle mich vor *Du existierst nicht, Gott* und deute auf die Karte, die daneben an der Wand hängt. »Das Geständnis ist immer auch der Titel des Bilds. Der Preis steht jeweils auf der Rückseite der Karte. Du musst nur den Namen und die Adresse des Käufers in ein Formular eintragen, an das du dann die Karte mit dem Geständnis tackerst, damit ich weiß, welches Bild ich wohin schicken muss. Ganz einfach, oder?«

Auburn nickt und sieht zu der Karte. Ich ziehe sie aus der Halterung, mit der sie an der Wand befestigt ist, und gebe sie ihr. Nachdem sie den Text gelesen hat, dreht sie die Karte nachdenklich in den Händen. »Glaubst du, dass es auch Leute gibt, die das Bild zu ihrem eigenen Geständnis kaufen?«

Ich weiß sogar mit Sicherheit, dass es solche Leute gibt. Ich hatte schon Käufer, die mir von sich aus erzählt haben, dass sie das Geständnis geschrieben haben, das mich zu einem bestimmten Bild inspiriert hat. »Ja, ganz bestimmt. Allerdings ist es mir lieber, wenn ich es nicht weiß.«

Auburn sieht mich verwundert an.

»Warum?«, fragt sie.

Ich zucke mit den Schultern und merke, wie ihr Blick forschend über mein Gesicht wandert. Was denkt sie, wenn sie mich so ansieht?

»Kennst du das, wenn du zum ersten Mal einen Song im Radio hörst und sofort ein Bild des Sängers oder der Band

vor Augen hast?«, frage ich. »Und dann siehst du irgendwann ein Foto oder ein Video, und sie sehen ganz anders aus, als du sie dir vorgestellt hast? Nicht besser oder schlechter, sondern einfach anders?«

Auburn nickt.

»So geht es mir, wenn ich ein Bild gemalt habe und mir jemand sagt, dass er oder sie das dazugehörige Geständnis geschrieben hat. Während des Malens entsteht eine Geschichte in meinem Kopf, und wenn ich dann später herausfinde, dass das Bild, das ich dabei vor Augen hatte, nicht mit dem Menschen übereinstimmt, der vor mir steht, habe ich das Gefühl irgendwie ... versagt zu haben.«

Auburn lächelt und wird rot. »Kennst du die Alabama Shakes?«, fragt sie. »Die haben einen Song, der *Hold on* heißt. Ich hab ihn einen ganzen Monat lang immer wieder im Radio gehört, aber erst als ich das Video dazu gesehen habe, wurde mir klar, dass das eine Frau ist, die da singt.«

Ich nicke lachend, weil es genau das ist, was ich meine – obwohl ich die Band kenne und es mir schwerfällt zu glauben, dass irgendjemand die Stimme der Sängerin für die eines Mannes halten könnte. »Erwähnt sie nicht sogar im Refrain, dass sie Brittney heißt?«

Auburn zuckt mit den Achseln. »Ich dachte, er spricht von irgendeiner anderen Frau«, murmelt sie, als wäre sie immer noch nicht so ganz überzeugt davon, dass die Sängerin kein Mann ist.

Sie schaut zur Theke. »Kann ich mir mal ansehen, wo ich gleich arbeite?« Die Karte mit dem Geständnis hält sie immer noch in der Hand. »Hast du schon mal daran gedacht, den Käufern die Möglichkeit zu geben, anonym zu bleiben?«, fragt sie, während wir durch den Raum zur Theke gehen.

»Auf die Idee bin ich bisher nicht gekommen. Nein.«

Sie streicht mit dem Zeigefinger über die Theke, nimmt kurz den Taschenrechner in die Hand und rückt den Stapel mit den vorgedruckten Formularen zurecht. Als sie meine Visitenkarten entdeckt, die ganz schlicht sind – es steht nur mein Name und die Adresse darauf –, nimmt sie eine aus der Schachtel und dreht sie um.

»Du solltest auf die Rückseite ganz groß *Confessions* drucken lassen. Dann weiß jeder gleich, dass die Geständnisse Thema deiner Arbeiten sind.«

Im nächsten Moment beißt sie sich auf die Lippe und sieht mich an, als hätte sie Angst, ich könnte ihren Vorschlag als unpassende Einmischung empfinden.

In Gedanken bin ich immer noch bei dem, was sie vorher gesagt hat. »Inwiefern glaubst du, dass es etwas bringen würde, wenn die Leute die Bilder anonym kaufen könnten?«

»Na ja ...« Auburn zögert. »Wenn ich so ein Geständnis bei dir abgelegt hätte«, sie deutet auf die Karte, die sie auf die Theke gelegt hat, »würde ich mich nicht trauen, das dazugehörige Bild zu kaufen, selbst wenn es mir total gefallen würde. Ich hätte Angst, dass du irgendwie merken könntest, dass das Geständnis von mir stammt.«

»Ich glaube, so wahnsinnig oft kommt es auch wieder nicht vor, dass die Leute, die diese Geständnisse schreiben, später in eine meiner Ausstellungen kommen.«

Auburn schiebt mir die Karte hin und stützt sich dann mit verschränkten Armen auf die Theke. »Okay, aber selbst wenn ich es nicht geschrieben hätte, würde ich mich wahrscheinlich nicht trauen, ein Bild zu kaufen, weil ich Angst hätte, du könntest denken, das Geständnis wäre von mir.«

Dieser Gedanke ist mir zwar noch nie gekommen, aber es

ist natürlich durchaus möglich, dass es Leute gibt, denen es so geht.

»Weil deine Bilder aus den Geständnissen von echten Menschen entstehen, haben sie einen ganz besonderen Grad an Wahrhaftigkeit. Wenn jemand in dein Atelier kommt und ein Bild sieht, das etwas in ihm auslöst, besteht eine gewisse Chance, dass derjenige es kauft, klar. Aber es könnte auch Leute geben, die sich dafür schämen, dass ein Bild, in dem es zum Beispiel um eine Mutter geht, die ihren eigenen Sohn nicht liebt, eine Bedeutung für sie hat. Selbst wenn sie das Bild gerne besitzen würden, kaufen sie es vielleicht nicht, weil sie damit im Grunde genommen sagen: »Mit diesem todtraurigen Geständnis kann ich mich auf die eine oder andere Weise identifizieren.«

Wow. Ich versuche, mir meine Faszination nicht allzu deutlich anmerken zu lassen, aber auf einmal habe ich das dringende Bedürfnis, in den Kopf dieses Mädchens zu kriechen und mich darin eine Weile umzusehen. In ihren Gedanken zu baden.

»Interessantes Argument.«

Sie lächelt.

»Okay«, sage ich. »Lass es uns doch so machen: Wir kleben unter jedes Bild einen Zettel mit einer Nummer. Dann können die Leute, die sich für ein Bild interessieren, ohne sich outen zu wollen, dir die Nummer bringen, statt die Karte mit dem Bekenntnis. So müssen sie zumindest dir gegenüber erst mal nicht verraten, welches Bild sie kaufen.«

Als ich an Auburn vorbei nach der Schere greife, die hinter ihr in einem Behälter steckt, und ihr dabei einen Moment sehr nahe komme, richtet sie sich auf und schnappt kurz nach Luft.

Ich sehe mich um und beginne, die Bilder laut durchzuzählen.

»Es sind zweiundzwanzig«, unterbricht sie mich und wirkt fast verlegen. »Ich hab sie vorhin gezählt, als du ... als du geduscht hast.« Sie nimmt mir die Schere aus der Hand, zieht ein leeres Blatt aus der Ablage und zerschneidet den Bogen in beeindruckend gleichmäßige Quadrate. »Hast du einen schwarzen Stift da?«

Ich nehme einen Marker aus der Schublade und lege ihn auf die Theke. »Warum hast du vorgeschlagen, dass ich *Confessions* auf meine Visitenkarten drucken soll?«

Sie schneidet weiter Quadrate aus und antwortet, ohne mich anzusehen: »Na ja, weil das so eine Art Alleinstellungsmerkmal von dir ist. Es ist total spannend, dass du dich von echten Geständnissen zu deinen Bildern inspirieren lässt. Wenn du das auf deine Karte druckst, machst du die Leute neugierig.«

Sie hat absolut recht. Warum bin ich nicht selbst schon längst auf diese Idee gekommen? »Sag mal, was studierst du eigentlich, Auburn?«

»Gar nichts. Ich arbeite hier in der Nähe in einem ... Frisörsalon«, sagt sie leise, fast so, als würde sie sich dafür schämen. Mir tut es sofort leid, sie in Verlegenheit gebracht zu haben.

»Du solltest BWL studieren.«

Als sie nicht antwortet, habe ich Angst, sie womöglich beleidigt zu haben. »Nicht dass Frisörin kein toller Beruf wäre«, versuche ich zu retten, was zu retten ist. »Ich meine nur, dass du wirklich gute Marketing-Ideen hast.« Ich greife nach dem Marker und beginne die Ziffern 1 bis 22 auf die Zettel zu schreiben, die sie ausgeschnitten hat.

»Wie oft machst du so etwas eigentlich?«, fragt sie, ohne auf meine Bemerkung einzugehen. »Diese Ausstellungen, meine ich.«

»An jedem ersten Donnerstag im Monat.«

Sie sieht mich erstaunt an. »Nur einmal im Monat?«

Ich nicke. »Ich hab dir ja gesagt, dass das nicht wirklich eine Galerie ist. Ich stelle keine anderen Künstler aus und habe auch kein offenes Atelier, in dem ständig Leute vorbeikommen können. Auf die Idee mit den Ausstellungen bin ich gekommen, nachdem die *Dallas Morning News* eine Titelseite über mich gebracht hat. Danach sind noch ein paar andere Zeitungen und Magazine auf mich aufmerksam geworden und es gab einen kleinen Hype. Seitdem kann ich von meiner Arbeit ganz gut leben.«

»Hey, das ist echt toll«, sagt sie beeindruckt, und ich kann nichts dagegen tun, dass ich ein bisschen stolz auf mich bin. »Malst du denn so viele Bilder, dass du immer genügend hast, die du verkaufen kannst?«

»Gute Frage«, sage ich lachend. Ich finde es schön, dass sie sich so für meine Arbeit interessiert. »Das tue ich nämlich nicht. Vor drei Monaten hatte ich nur ein einziges Bild in der Ausstellung.«

Sie sieht mich überrascht an. »Warum nur eins?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ich war nicht besonders inspiriert.«

Das ist nicht ganz die Wahrheit. Ich kam vor allem deshalb nicht zum Malen, weil Palindrom-Hannah in dem Monat meine Freundin wurde und ich viel Zeit mit ihr im Bett verbracht und mich auf ihren Körper konzentriert habe – vielleicht, um zu verdrängen, dass ich mit ihrem Geist weit weniger anfangen konnte.

»Was war das für ein Geständnis?«

Ich fühle mich ertappt. »Wie bitte?«

»Das dich zu dem einen Bild inspiriert hat, das du in dem Monat ausgestellt hast«, sagt sie.

Ich zögere. Obwohl es das Geständnis eines mir völlig fremden Menschen war, fühlt es sich an, als würde ich Auburn gleichzeitig einen Einblick in mein ganz privates Leben geben, indem ich es laut ausspreche. *»Immer wenn ich mit dir zusammen bin, denke ich an all die großartigen Dinge, die ich tun könnte, wenn wir nicht zusammen wären.«*

Auburn schaut mich mit gerunzelter Stirn an, als würde sie sich fragen, weshalb ich ausgerechnet diesen Satz ausgewählt habe und was er über mich aussagt. »Das ist ganz schön traurig«, sagt sie schließlich und lässt den Blick durch den Raum schweifen. Vielleicht ist ihr ihre Neugier unangenehm. Es ist, als würden unsere Blicke Verstecken spielen und die Bilder wären neutrales Gelände.

»Diesen Monat musst du ja extrem inspiriert gewesen sein«, sagt sie plötzlich. »Ich meine, zweiundzwanzig Bilder! Das ist echt eine Menge. Das bedeutet, dass du fast jeden Tag eins gemalt hast.«

»Die sind nicht alle neu«, sage ich. »Manchmal brauche ich einige Zeit, bis ich mich von alten Arbeiten trennen kann.« Als ich nach dem Klebeband greife, das hinter ihr liegt, streife ich unabsichtlich ihren Arm. Es ist das erste Mal, dass wir uns berühren, und obwohl dieser Körperkontakt rein zufällig ist, löst er etwas in mir aus. Ich halte inne, spüre dem Gefühl in mir nach und merke, dass ich mich nach mehr sehne.

»Hast du das eben auch gespürt?«, würde ich sie gern fragen. Aber dann denke ich, dass ich sie das gar nicht fragen

muss, weil ich die Gänsehaut auf ihrem Arm sehe. Am liebsten würde ich über diese winzigen Erhebungen streichen, die ich gerade auf ihrer Haut erzeugt habe.

Auburn räuspert sich, tritt einen Schritt zurück und verwandelt die Nähe wieder in Abstand.

Ich atme beinahe erleichtert auf.

Sie wirkt, als würde sie sich plötzlich unbehaglich fühlen, was ich ihr nicht verdenken kann, weil es mir ähnlich geht. Ich habe immer noch nicht wirklich begriffen, wie es sein kann, dass sie auf einmal hier ist.

So von Nahem nehme ich sie ganz anders wahr als damals aus der Ferne. Sie macht einen ziemlich in sich gekehrten, verschlossenen Eindruck. Wie jemand, der es nicht gewöhnt ist, mit Menschen zu tun zu haben, erst recht nicht mit Fremden. Ich habe das Gefühl, dass wir uns ähnlich sind. Sie scheint eine Einzelgängerin zu sein, eine Grüblerin, jemand, der sein Leben ganz bewusst gestaltet.

Es ist, als hätte sie Angst, ich könnte ihrer inneren Leinwand Pinselstriche hinzufügen, die sie für immer verändern würden, wenn ich ihr zu nahe käme.

Und das kann ich gut nachvollziehen. Mir geht es nämlich umgekehrt genauso.



Die nächste Viertelstunde verbringen wir damit, die Zettel mit den Nummern unter die einzelnen Bilder zu hängen. Auburn notiert sie zusätzlich auf einer Liste hinter dem dazugehörigen Titel, damit wir sie später zuordnen können. Sie arbeitet so routiniert, als hätte sie nie etwas anderes ge-

macht. Vielleicht gehört sie ja zu den Menschen, die in allem, was sie anpacken, gut sind. Vielleicht ist sie das, was man »lebenstüchtig« nennt.

»Und es kommen jedes Mal auch genug Leute her?«, fragt sie plötzlich.

»Schau selbst.« Ich gehe mit ihr zur Tür und muss lächeln, weil ich mich daran erinnere, wie aufgeregt ich war, als ich vor drei Jahren meine erste Verkaufsausstellung im Atelier organisiert habe. Irgendwie finde ich es fast schade, dass ich mittlerweile so abgeklärt bin.

Ich ziehe eines der Geständnisse von der Scheibe ab, damit Auburn hinausspähen kann. Ihre Augen weiten sich, als sie die Menschenmenge sieht, die vor dem Atelier darauf wartet, dass wir öffnen. Der Andrang war natürlich nicht von Anfang an so groß, aber seit der Artikel über mich erschienen ist, bin ich so etwas wie eine feste Größe in der lokalen Kunstszene geworden. In dieser Beziehung habe ich echt wahnsinniges Glück gehabt.

»Na klar, Angebot und Nachfrage«, sagt Auburn leise zu sich selbst und tritt einen Schritt zurück.

Ich befestige den Zettel mit dem Geständnis wieder an der Scheibe. »Was meinst du damit?«

»Das ist sicher ein Faktor, der deinen Erfolg ausmacht. Dadurch, dass du nur eine gewisse Anzahl von Bildern malen kannst und die Leute nur an einem ganz bestimmten Tag im Monat die Möglichkeit haben, sie zu kaufen, erscheint ihnen deine Kunst umso wertvoller.«

Ich tue so, als wäre ich verletzt. »Willst du damit andeuten, dass ich den Erfolg nicht meinem herausragenden Talent verdanke, sondern bloß einer guten Marketingstrategie?«, frage ich.

Sie stößt mich spielerisch mit der Schulter an. »Du weißt doch genau, wie ich das meine.«

Ich wünschte, sie würde mich noch einmal so anstupsen – und vor allem dabei noch einmal so unfassbar süß lächeln. Stattdessen sieht sie sich im Raum um und holt tief Luft. Vielleicht haben die vielen Leute da draußen sie nervös gemacht.

»Bist du bereit?«

Sie nickt und lächelt tapfer. »Bin ich.«

»Okay, dann mal los.« Ich öffne die Tür und die Wartenden beginnen hereinzuströmen. Es sind sogar noch mehr Leute als sonst gekommen, und einen Augenblick lang mache ich mir Sorgen, Auburn könnte sich überfordert fühlen. Aber so zurückhaltend und beinahe schüchtern sie mir eben noch vorgekommen ist, so sehr blüht sie jetzt auf und strahlt, als wäre sie völlig in ihrem Element.

Die erste halbe Stunde vergeht damit, dass ich die Ankommenen begrüße. Auburn versorgt sie mit Getränken, zeigt ihnen die Bilder und erklärt, was es mit den Geständnissen auf sich hat. Es sind ein paar Leute da, die ich kenne, aber die meisten sehe ich hier zum ersten Mal. Auburn wirkt so entspannt, als wären das alles gute Freunde von ihr. Gerade unterhält sie sich mit einem jungen Pärchen, das sich offenbar für das Bild *Ich war zwei Wochen in China, ohne jemandem vorher davon zu erzählen. Als ich zurückkam, hatte niemand bemerkt, dass ich überhaupt weg gewesen war* interessiert. Als Auburn meinen Blick auffängt, lächelt sie mir zu und schreibt sich dann Namen und Adresse des Pärchens auf, um den ersten Verkauf des Abends klarzumachen.

Während ich durchs Atelier schlendere, hier und da Bekannten zunicke und mit den Leuten spreche, beobachte ich

sie immer wieder aus dem Augenwinkel. Die Aufmerksamkeit der Besucher ist auf meine Kunst gerichtet, meine ruht ganz auf Auburn. Sie ist für mich heute Abend das faszinierendste Exponat.

»Erwarten Sie Ihren Vater heute auch noch hier, Owen?«

Ich reiße den Blick von Auburn los, um mich dem Mann zuzuwenden, der mir diese Frage gestellt hat.

»Nein«, ich schüttele den Kopf, »er hat leider keine Zeit.« Allerdings hätte er sich die Zeit sicher nehmen können, wenn es ihm wichtig gewesen wäre.

»Schade«, brummt Judge Corley. »Er hat mir nämlich empfohlen herzukommen, weil ich mir mein Büro gerade neu einrichte und noch ein passendes Bild suche. Ihr Vater meinte, ich solle mir Ihre Arbeiten ansehen.«

Corley ist Richter am hiesigen Bezirksgericht und ein typischer Vertreter der Gattung Kleiner-Mann-mit-umso-größerem-Ego. Mein Vater verbringt als Anwalt zwangsläufig viel Zeit bei Gericht und hat öfter mit Corley zu tun. Ich weiß, dass er ihn nicht sonderlich sympathisch findet, und nehme stark an, dass das auf Gegenseitigkeit beruht, auch wenn Corley gerade nach ihm gefragt hat. *Fassadenfreundschaften* nenne ich solche Beziehungen, wenn Leute nach außen hin so tun, als wären sie gute Bekannte, obwohl sie sich in Wirklichkeit gleichgültig oder sogar feindlich gesinnt sind.

Mein Dad pflegt eine ganze Reihe solcher Fassadenfreundschaften. Aber das geht wahrscheinlich auch gar nicht anders, wenn man Anwalt ist.

Ich selbst pflege fast gar keine Freundschaften. Das ist mir lieber so.

»Sie haben zweifellos Talent und einen wirklich ... interes-

santen Stil, Owen. Obwohl ich mir nicht ganz sicher bin, ob er meinen Geschmack trifft.« Corley geht um mich herum auf eine meiner Arbeiten zu, um sie sich näher anzusehen.

Ich werfe einen Blick auf die Uhr und stelle überrascht fest, dass schon eine Stunde vergangen ist. Auburn ist ständig beschäftigt, kümmert sich um die Besucher, beantwortet Fragen, und wenn niemand etwas von ihr will, sammelt sie leere Gläser ein und sorgt im Hintergrund für Ordnung. Sie sitzt nicht bloß hinter ihrer Theke und feilt sich gelangweilt die Nägel, wie ich es von Palindrom-Hannah gewöhnt bin. Ehrlich gesagt, habe ich mich oft gefragt, wie es sein kann, dass sie überhaupt noch Nägel zum Abfeilen hatte.

Als Corley einige Zeit später mit einer Nummer in der Hand auf Auburn zukommt, sagt sie freundlich etwas zu ihm und lässt sich den Zettel geben, den er ihr unwirsch reicht. Sie wirft einen Blick darauf, und mir entgeht nicht, dass sich ihr Gesicht kurz verdüstert, bevor sie ein künstliches Lächeln aufsetzt. Ihr Blick huscht einen Moment lang zu dem Bild *Du existierst nicht, Gott*, und ich verstehe sofort, was los ist. Anscheinend möchte Corley es kaufen, und Auburn spürt instinktiv, dass er nicht der geeignete Besitzer wäre. Ich gehe schnell zu den beiden und nehme Auburn, die mich erstaunt ansieht, den Zettel aus der Hand.

»Falls Sie sich für dieses Bild interessieren, muss ich Sie leider enttäuschen, Mr Corley. Es ist nicht mehr zu haben.«

Der Richter schnauft. »Aber der Zettel mit der Nummer hing noch darunter, und das bedeutet, dass es zu verkaufen ist, oder etwas nicht?«

»Theoretisch schon, ja. Aber ich habe dieses Bild heute Morgen schon verkauft und vergessen, meine Assistentin darüber zu informieren.« Ich knülle den Zettel zusammen, ste-

cke ihn in die Tasche meines Jacketts und deute dann auf ein anderes Bild, an dem mir nicht so viel liegt. »Wäre das da hinten vielleicht etwas für Sie?«

Corley wirft einen kurzen Blick darauf und schüttelt sofort den Kopf. »Nein«, brummt er. »Das funktioniert nicht. Das Orange von dem anderen hätte perfekt zu der neuen Couch in meinem Büro gepasst.«

Jetzt bin ich noch erleichterter, dass ich mein Bild vor ihm retten konnte.

»Ruth? Wir können gehen«, ruft er seiner Frau zu, die sich in einiger Entfernung mit einem anderen Paar unterhält. »Lass uns morgen zu diesem großen Einrichtungshaus fahren, zu *Pottery Barn*. Da verkaufen sie doch auch Bilder. Hier finde ich nichts Geeignetes.«

Nachdem die beiden sich verabschiedet haben, lächelt Auburn mich an. »Du konntest nicht zulassen, dass dir dieser Typ dein Baby wegnimmt, stimmt's?«

Ich verdrehe die Augen. »Das hätte ich mir niemals verziehen.«

Als sie über meine Schulter blickt und jemanden anstrahlt, der offensichtlich eine Frage hat, ziehe ich mich zurück und lasse sie ungestört mit ihrem Charme Wunder wirken. Eine halbe Stunde später sind fast alle Bilder verkauft.

Ich schließe die Tür hinter den letzten Besuchern ab, drehe mich um und sehe, dass Auburn an der Theke steht und leise vor sich hin summend die Zettel mit den Adressen der Käufer sortiert.

Was auch immer es war, das sie vorhin beschäftigt hat, als sie vor meiner Tür stand und keinen besonders glücklichen Eindruck machte – es scheint vergessen.

»Du hast neunzehn Bilder verkauft!«, ruft sie. »OMG! Ist

dir klar, wie viel Geld du in den letzten beiden Stunden verdient hast? Ups ... und hast du gemerkt, wie ich dich gerade genannt habe, obwohl ich dir versprochen hatte, es nicht mehr zu tun?«

Ich lache, weil ich es natürlich gemerkt habe, sie dabei aber so bezaubernd aussah, dass ich es ihr nicht übel nehmen kann. Mir ist auch nicht entgangen, dass sie die perfekte Geschäftsfrau ist – ich habe es noch nie geschafft, an einem einzigen Abend neunzehn Bilder zu verkaufen.

»Wie sieht es nächsten Monat aus?«, frage ich. »Hättest du da auch wieder Zeit?« Sie darf auf keinen Fall einfach so wieder aus meinem Leben verschwinden.

Es stimmt mich hoffnungsvoll, dass ihr Lächeln noch breiter wird. »Hallo? Wenn ich hundert Dollar die Stunde verdienen kann, habe ich immer Zeit.«

Auburn legt die Scheine auf ordentliche kleine Stapel und beginnt, die Einnahmen zu zählen. Als sie fertig ist, nimmt sie zwei Hundert-Dollar-Scheine und hält sie lächelnd in die Höhe. »Und die beiden gehören mir.« Sie faltet sie zusammen und steckt sie in die Brusttasche der Bluse.

Meine Freude darüber, dass Auburn mir nicht nur unter total unwahrscheinlichen Umständen wiederbegegnet ist, sondern auch noch dazu beigetragen hat, eine der erfolgreichsten Ausstellungen meiner gesamten Karriere über die Bühne zu bringen, verwandelt sich in dem Moment in Panik, in dem mir dämmert, dass ihr Job hier beendet ist. Ich will nicht, dass sie jetzt schon geht.

»Es ist schon nach neun«, sage ich, als sie die Einnahmen in das Lederetui steckt und die Adressen der Käufer in einem Ordner abheftet. »Du hast doch bestimmt auch ...«

»Schon nach neun?«, ruft sie. »Mist. Ich muss sofort los.«

Eigentlich hatte ich gehofft, sie dazu überreden zu können, mit mir noch etwas essen zu gehen, aber sie rennt aus dem Raum und stürzt, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe zu meiner Wohnung hoch.

Wahrscheinlich will sie sich schnell umziehen. Schade. Ich greife nach der Geldtasche, die ich nachher zur Bank bringen muss, und folge ihr. Noch auf der Treppe höre ich ihre Stimme. Sie klingt völlig aufgelöst. Anscheinend telefoniert sie mit jemandem.

»Es tut mir so leid«, entschuldigt sie sich verzweifelt. »Aber ja, natürlich weiß ich das.« Einen Moment lang ist es still, dann seufzt sie. »Okay. Alles klar. Wir reden morgen darüber.«

Erst als ich mir sicher bin, dass das Gespräch zu Ende ist, gehe ich die letzten Stufen hinauf. Auburn sitzt in sich zusammengesunken an der Theke und starrt auf das Telefon in ihrer Hand. Zum zweiten Mal an diesem Abend sehe ich, wie sie sich eine Träne aus dem Augenwinkel wischt. In mir steigt eine wahnsinnige Wut auf den Menschen auf, der dieses strahlende, energiegeladene Mädchen mit einem einzigen Telefonat in ein Häufchen Elend verwandelt hat.

Auburn legt das Handy auf die Theke, sieht mich am Treppenabsatz stehen und setzt sofort ein entspanntes Lächeln auf, als wäre nichts gewesen. »Entschuldige, ich musste nur ganz dringend was klären.«

Sie kann ihre Gefühle wirklich sehr gut verbergen. Geradezu beängstigend gut.

Ich zucke mit den Schultern. »Klar, kein Problem.«

Auburn steht auf und wendet sich Richtung Badezimmer. Aber wenn sie sich jetzt umzieht und nach Hause geht, sehe ich sie erst in einem Monat wieder – wenn überhaupt.

Wir heißen beide mit zweitem Namen Mason. Könnte das nicht vielleicht wirklich so etwas wie Schicksal sein?

»Hör zu, Auburn ... Ich hab da so eine kleine Tradition«, lüge ich in der Hoffnung, dass sie es nicht übers Herz bringen wird, mir diese – nicht existierende – Tradition zu verderben. »Mein bester Kumpel hat eine Bar um die Ecke, und nach jeder Ausstellung stoße ich dort mit meiner Assistentin auf unseren Erfolg an. Ich würde mich total freuen, wenn du mitkommen würdest.«

Sie zögert und wirft noch einen Blick zum Badezimmer. Entweder geht sie nicht gern in Bars oder sie hat keine Lust, mit *mir* in eine Bar zu gehen.

»Wir könnten dort auch noch etwas essen«, schiebe ich schnell hinterher. »Es gibt zwar nur Kleinigkeiten, aber alles ist sehr lecker und ... Also, ich hab jedenfalls wahnsinnigen Hunger.«

Sie anscheinend auch, denn ihre Augen leuchten sofort auf. »Haben die zufälligerweise auch frittierte Mozzarella-sticks?«, fragt sie.

Ich habe zwar keine Ahnung, ob es bei Harrison Mozzarella-sticks gibt, finde aber, dass mein Wunsch, noch ein bisschen Zeit mit ihr zu verbringen, eine zweite kleine Schwinderei rechtfertigt. »Haben sie. Sogar die besten der Stadt.«

Sie wirft einen Blick auf das Handy, das vor ihr liegt, und sieht mich dann unentschlossen an. »Tja also, ich ...« Sie nagt an ihrer Unterlippe. »Ich müsste vorher aber meine Mitbewohnerin anrufen, damit sie weiß, wo ich stecke. Normalerweise bin ich um diese Zeit längst zu Hause.«

»Klar, mach das.«

Auburn greift nach dem Handy, wählt eine Nummer und hält es sich ans Ohr.

»Hey«, sagt sie, als sich am anderen Ende jemand meldet. »Ich bin's.« Sie lächelt mir zu. »Du, ich komme heute ein bisschen später. Ich gehe mit einem Bekannten noch was trinken.« Sie hört einen Moment zu, was ihre Freundin sagt, dann verzieht sie das Gesicht und sieht mich an. »Äh ... klar, wenn du darauf bestehst. Er steht direkt neben mir.« Sie streckt mir das Handy hin. »Sie möchte mit dir reden.«

Ich greife danach.

»Hallo?«

»Wie heißt du?«, fragt eine Mädchenstimme.

»Owen Gentry.«

»Und wo willst du mit Auburn was trinken gehen?« Ihre Stimme klingt streng.

»In Harrison's Bar.«

»Und wann kommt sie nach Hause?«

»Ich weiß nicht. In zwei, drei Stunden?« Ich schaue Auburn an, aber die zuckt nur mit den Schultern.

»Nicht, dass ihr irgendwas passiert«, warnt mich das Mädchen. »Wir haben für solche Situationen ein Notfallwort, mit dem sie mir signalisieren kann, dass sie Hilfe braucht. Und wenn sie bis Mitternacht noch nicht angerufen hat, um mir zu sagen, dass es ihr gut geht, rufe ich bei der Polizei an und melde denen, dass sie ermordet worden ist.«

»Äh ... alles klar.« Ich kann mir das Lachen nicht verbeißen.

»Okay. Dann gib sie mir noch mal«, befiehlt das Mädchen.

Ich reiche Auburn das Handy, das sie sich wieder ans Ohr hält.

»Notfallwort?«, fragt sie, und ihre Miene ist so entgeistert, dass ich den Verdacht habe, sie hört zum ersten Mal da-

von. Entweder wohnen die beiden noch nicht lange zusammen oder sie geht nie aus.

»Zwergaffenpimmel?«, ruft Auburn. »Was soll das denn für ein Codewort sein?« Sie schlägt sich die Hand vor den Mund und verzieht schuldbewusst das Gesicht. »Sorry. Du musst dir ein neues ausdenken«, sagt sie und lauscht einen Moment entgeistert. »Ist das dein Ernst? Warum nehmen wir nicht ein normales Wort wie *Rosine* oder ... keine Ahnung ... *Regenbogen*?« Sie schüttelt lachend den Kopf. »Okay, okay. Ich ruf dich Punkt Mitternacht an. Bis dann.«

Sie legt das Handy auf die Theke. »Emory. Sie ist ein bisschen speziell.«

Ich nicke, weil das den Eindruck bestätigt, den ich auch von ihr hatte. Auburn lächelt und deutet auf die Badezimmertür. »Ist es okay, wenn ich mich vorher noch schnell umziehe?«

»Ach so, ja klar.« Ich bin froh, dass ich sie gleich wieder in den Klamotten sehen werde, in denen sie mir wiederbegegnet ist und die viel besser zu ihr passen. Sobald sie im Bad verschwunden ist, ziehe ich mein Handy aus der Tasche und schreibe Harrison eine Nachricht.

Ich: Ich komm gleich auf einen Drink rüber.
Gibt es bei euch frittierte Mozzarellasticks?

Harrison: Mozzarellasticks? Nein.

Ich: Tu mir einen Gefallen. Wenn ich gleich welche bestelle, sag nicht, dass es die bei euch nicht gibt, sondern dass sie gerade aus sind.

Harrison: Okay. Hab zwar keine Ahnung, was das soll, aber wird gemacht.